Zeitschrift: Fachzeitschrift Heim

Herausgeber: Heimverband Schweiz

Band: 70 (1999)

Heft: 7-8

Artikel: Fachtagung des Fachverbandes Kinder und Jugendliche des Heimverbandes Schweiz : die multikulturelle Gesellschaft : ein Denk- und Handlungsmodell für die interkulturelle Auseinandersetzung

Autor: Schnetzler, Rita

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-812946

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Fachtagung des Fachverbandes Kinder und Jugendliche des Heimverbandes Schweiz

DIE MULTIKULTURELLE GESELLSCHAFT

Ein Denk- und Handlungsmodell für die interkulturelle Auseinandersetzung

Von Rita Schnetzler

Die Gesellschaften westeuropäischer Länder befinden sich in einer Krisenphase. Dies führt, wie Hans-Ulrich Kneubühler von der Universitären Hochschule Luzern an der Fachtagung des Fachverbandes Kinder und Jugendliche vom 19. Mai in Zürich erläuterte, zu einem verstärkten Bedürfnis nach Identität, die unter anderem durch Abgrenzung vom «Fremden» erreicht werden kann. Kulturelle Differenzen können Irritationen auslösen, entgegnete Verena Tobler, Dozentin an der Schule für Soziale Arbeit in Zürich. Wir müssen «fremdes» Verhalten von Immigrantinnen und Immigranten vor deren kulturellem Hintergrund verstehen und den Menschen aus anderen Kulturen vermitteln, wie sie ihre Handlungsziele in unserer Kultur erreichen können.

Die letztjährige Tagung des Fachverbandes Kinder und Jugendliche zum Thema «Gewalt rund ums Heim – Gewalt im Heim» hatte rund 200 Teilnehmerinnen und Teilnehmer nach Zürich gelockt. Die diesjährige Tagung fand in bescheidenerem Rahmen statt: Etwa 60 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aus der institutionalisierten Erziehung im Kinder- und Jugendalter nahmen an der Tagung vom 19. Mai im Casino Zürichhorn teil. Möglicherweise sei man bei der Themenwahl zu sehr von den urbanen Verhältnissen ausgegangen, vermutete *Markus Eisenring,* Präsident des Fachverbandes Kinder und Jugendliche. Dass das Thema «Die multikulturelle Gesellschaft – kein Garten Eden» in städtischen Heimen höchst aktuell ist, weiss er als Leiter der Jugendsiedlung Heizenholz in Zürich aus eigener Erfahrung: Etwa zwei Drittel der Jugendlichen in der Jugendsiedlung Heizenholz sind ausländischer Herkunft.

«Fremde(s)»

Kinder und Jugendliche aus Immigrantenfamilien bringen «fremde» Lebensgewohnheiten, Werte und Normen ins Heim. Manche dieser kulturellen Eigenheiten bedingen organisatorische Anpassungen, zum Beispiel in der Heimküche, im Turnunterricht oder bei der Organisation von Schullagern. Andere führen zu Konflikten und stellen die Betreuungspersonen und Lehrkräfte vor neue Herausforderungen. *Verena Tobler*, Dozentin im Fachbereich *«Interkulturelle Koexistenz und Integration»* an der Schule für Soziale Arbeit in Zürich, stellte in ihrem Beitrag zur Fachtagung ein *«Denk- und Handlungsmodell»* für den Umgang mit kulturell bedingten *«Irritationen»* vor. Vorher erläuterte *Hans-Ulrich Kneubühler* von der Universitären Hochschule Luzern, wie Fremdenfeindlichkeit salonfähig oder, in seinen Worten, *«das Fremde zu einem Thema der Politik»* werden kann:

Rund 20 Prozent der Schweizer Bevölkerung sind so genannt «Fremde». In anderen westeuropäischen Ländern sind es wesentlich weniger, in kleinen Staaten wie Luxemburg und Monaco sind es mehr. In all diesen Ländern hat der Ausländeranteil an der Bevölkerung in den letzten beiden Jahrzehnten mehr oder weniger deutlich zugenommen. Und all diese Länder haben gemäss Kneubühler ähnliche Probleme mit den «Fremden». «Was ist das Fremde?» und: «Unter welchen Bedingungskonstellationen kann es so problematisiert werden, dass es öffentlich und damit zu einem Thema der Politik wird?», lauten für den Soziologen die relevanten Fragen, denen er in seinem Referat nachging.

Eigentlich gibt es sie nicht, «die schweizerische Gesellschaft». Erst indem wir definieren, wer dazu gehört und wer nicht, schaffen wir Eindeutigkeit. Mit der Abgrenzung von den «Fremden», die nicht dazugehören, stärken wir also unsere Identität.

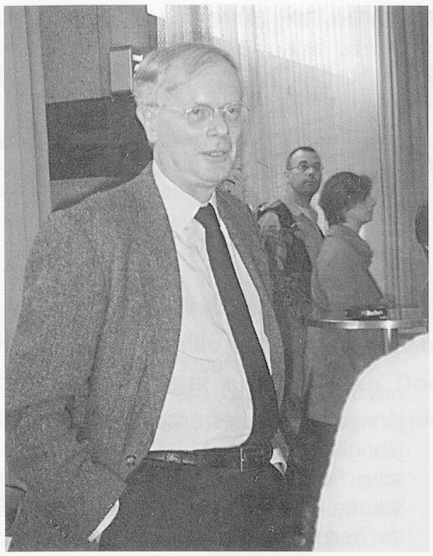
Sozialer Wandel

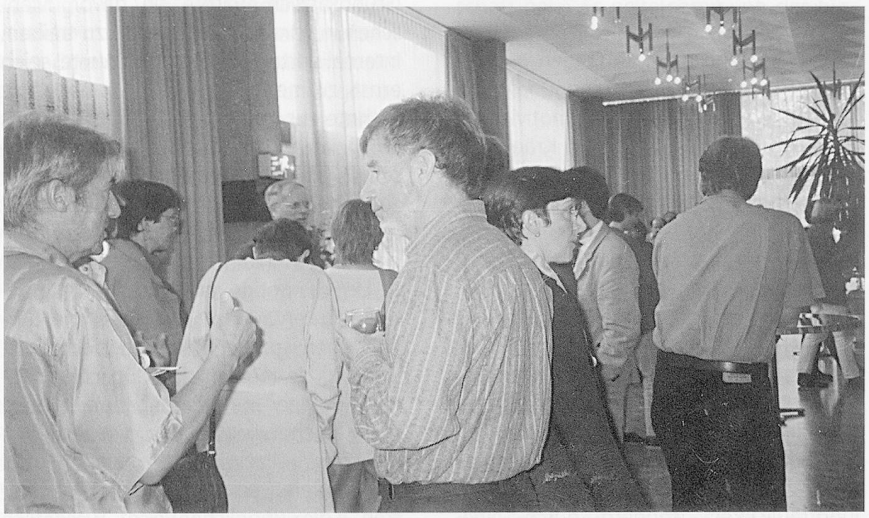
Das Bedürfnis nach Identität wird grösser, wenn Vertrautes ins Wanken gerät. Genau dies ist heute gemäss Kneubühler in den OECD-Staaten der Fall: Nach einer langen stabilen Phase in den 50er und 60er Jahren, geprägt von ungebremstem Wirtschaftswachstum und gefestigt vom Ost-West-Gegensatz, wurden spätestens mit dem Fall der Berliner Mauer die nicht beabsichtigten Folgen der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklung unübersehbar: Umweltbelastung, Arbeitslosigkeit, steigende Kranken- und Sozialversicherungsbeiträge, Steuern und Abgaben machen deutlich, dass es so nicht weitergehen kann.

Das hat, so Kneubühler, einen durchaus positiven Aspekt: Die Zukunft ist offen, also gestaltbar. Krisenphasen gehören ebenso wie stabile Phasen zum sozialen Wandel. Der Verlust der für verlässlich gehaltenen Deutungskonfigurationen und Werte weckt aber das Bedürfnis nach Stabilisierung, die wie erwähnt unter anderem durch die Betonung von Unterschieden rassischer, ethnologischer oder religiöser Art erreicht werden kann. – Die Abgrenzung vom «Fremden» wird zu einem Thema der Politik.

Diese Entwicklung wird gemäss Kneubühler noch einige Zeit anhalten: Weiterhin werden Menschen aus strukturell benachteiligten Regionen in die Industrieländer einwandern und hier potenziell als Fremde stigmatisiert werden. Kneubühler warnte vor einer *falsch verstandenen Multikulturalität: Wenn Immigrantinnen und Immigranten kulturelle und religiöse Eigenheiten integral aufrechterhalten, haben sie geringere Chancen auf dem Arbeitsmarkt; die Trennung des Arbeitsmarktes für Einheimische und Immigranten wird verschärft. Wenn Klassengrenzen mit ethnischen Grenzen zusammenfallen, kommt es zu Fundamentalkonflikten*. Dagegen sieht Kneubühler in der *Akkulturation, der gegenseitigen Übernahme von bereichernden fremden Kulturelementen, eine Chance für die sich wandelnde Gesellschaft*. Voraussetzungen dafür seien:

- universalistische Wert-Positionen (Menschenwürde als unveräusserbarer Wert)
- politische Partizipation
- Überwindung der strukturellen Benachteiligung von Ausländern auf dem Arbeitsmarkt.





Die diesjährige Fachtagung des Fachverbandes Kinder und Jugendliche fand mit rund 60 Teilnehmenden in – im Vergleich zum Vorjahr – bescheidenem Rahmen statt, aber mit engagierten Referenten aus Luzern und Zürich: Hans-Ulrich Kneubühler (Universitäre Hochschule Luzern) und Verena Tobler (Schule für Soziale Arbeit, Zürich).

Kultur zur Sicherung der Existenz

Auch *Verena Tobler* ist Soziologin. Dass ihr Verständnis von Kultur und Kulturkonflikten von jenem Kneubühlers abweiche, liege, so Tobler, möglicherweise an ihrem zweiten Spezialgebiet, der Ethnologie: «Nur wer einen vollen Bauch hat, kann es sich leisten, Kultur auf die identitätsstiftende Funktion zu reduzieren.» In anderen Gesellschaften habe die Kultur primär die Aufgabe, sicherzustellen, dass die Mitglieder dieser Gesellschaft «zusammen die Bäuche voll kriegen». Etwas wissenschaftlicher ausgedrückt: Die Kultur schafft die Voraussetzungen dafür, dass eine Gesellschaft ihre Funktionen erfüllen kann.

Die wichtigsten gesellschaftlichen Kernfunktionen sind gemäss Tobler:

- Produktion und Kooperation
- Schutz und Sicherheit
- Verteilung und Solidarität
- Erziehung und Ausbildung.

Moderne, bürgerliche Gesellschaften wie die schweizerische haben die erste dieser Funktionen globalisiert: Produktion und Kooperation kennen keine Grenzen. Dagegen werden die anderen drei Kernfunktionen national organisiert; die Mehrheit der Produktionskräfte und Abnehmer auf dem globalen Markt sind also von den Massnahmen zur Sicherstellung von Sicherheit, Solidarität und Erziehung ausgeschlossen, welche die Gesellschaften in den Industrieländern mit im globalen Markt erwirtschafteten Geldern finanzieren. Durch Fernsehen und Tourismus erhalten die Menschen aus armen Landregionen ein Bild vom Leben in den Grossstädten und Industrieländern. Das Bedürfnis, am Wohlstand teilzuhaben, treibt manche unter ihnen zur Landflucht und/oder zur Auswanderung.

Traditionale und moderne Gesellschaft

In traditionalen Gesellschaften werden die Kernfunktionen über Verwandtschafts-, Generationen- und Geschlechterrollen sichergestellt: Männer und Frauen übernehmen komplementäre Rollen in der Grundversorgung. Schutz und Sicherheit ist Aufgabe der Männer; die Frauen haben das Recht auf Schutz und im Gegenzug die Pflicht, sich im öffentlichen Raum den Männern unterzuordnen. Familien- und verwandtschaftliche Banden verpflichten zur Solidarität. Erziehung heisst zu einem wichtigen Teil Vorbereitung der Kinder auf das Erfüllen ihrer Geschlechterrolle und auf das Wahrnehmen ihrer Verantwortung gegenüber Eltern, Familie und Verwandtschaft. Das Erfüllen der Rolle wird in traditionalen Kulturen mit Ehre belohnt. Regelverletzungen gelten als Schande.

Kernbereich moderner Gesellschaften ist die Erwerbs- und Lohnarbeit. Über sie werden Sicherheit, Solidarität und Erziehung finanziert. Über sie definiert der Einzelne aber auch seine Rolle in der Gesellschaft. Das Erfüllen der Berufsrolle wird mit Geld und mit Prestige belohnt. Auch Ehre und Schande sind in modernen Gesellschaften an Berufs- und Erwerbsrolle geknüpft: Wir erlangen Ehre, indem wir eine hohe berufliche Stellung erreichen und unsere berufliche Rolle erfüllen; wer die Berufsehre verletzt, wird geächtet.

Interkulturelle «Irritationen»

Kultur verbindet, wie Tobler betonte, nicht Nationen, sondern lokale beziehungsweise regionale Gemeinschaften: Nicht nur in Industrieländern, sondern auch in den Grossstädten zahlreicher Zweit- und Drittweltländer treffen moderne und traditionale Kultur aufeinander. Dabei kann es, wie Verena Tobler das ausdrückte, zu «Irritationen» kommen: Kulturelle Differenzen können Ärger und Wut auslösen. Besonders ausgeprägt zeigte sich dies an der Fachtagung am Beispiel der Rolle der Frau in traditionalen Gesellschaften, die von vielen emanzipierten Frauen als Bedrohung für die errungene Gleichberechtigung wahrgenommen wird. Als «nüchterne Betrachterin» erläuterte Verena Tobler, dass sich die «*Gender-Assymetrie*» im Laufe der Menschheitsgeschichte herausgebildet und durch die Erfindung von Waffen und Werkzeugen vergrössert habe. In den modernen Gesellschaften hat die Pille dazu geführt, dass die Frauen weniger an die Natur und ihre Ernährerinnenrolle gebunden sind und deshalb im Berufs- und Erwerbsleben eine gleichberechtigtere Rolle einnehmen können. So wichtig ihr persönlich diese Errungenschaft sei, so wenig sehe sie darin einen Grund, Frauen abzuwerten, die diesen Schritt noch nicht gemacht haben, sagte Tobler: Als Herrin des Hauses erfülle die Frau in tra-

ditionalen Gesellschaften eine wichtige Funktion, die neben Pflichten auch Rechte und Anerkennung mit sich bringe.

Doch was, wenn Männer aus traditionalen Gesellschaften in der Schweiz zum Beispiel den im Sozialbereich tätigen Frauen so begegnen, wie es ihren eigenen Rollenbildern entspricht? Sollen wir uns abwerten lassen? Sollen wir aufgeben, was wir uns mühsam erkämpft haben?

Transkulturelle Gemeinsamkeiten

«Um Konflikte lösen zu können, muss ich alles verstehen», so Tobler. Aber: «Um Konflikte lösen und verhindern zu können, darf ich nicht alles akzeptieren.» Im Bereich der Kernkultur sei eine Binnenorientierung nötig. Damit eine konkrete Gesellschaft

«Was ist das Fremde?»

ihre Kernfunktionen erfüllen könne, müssten sich ihre Mitglieder in diesem Bereich an gemeinsamen Werten orientieren. Bei uns sind dies Erwerbs- und Lohnarbeit.

Wie aber kann erreicht werden, dass Immigrantinnen und Immigranten sich im Kernbereich assimilieren? – Verena Tobler schlägt vor, bei den transkulturellen Gemeinsamkeiten anzusetzen:

Menschen aller Kulturen
- haben Grundbedürfnisse (z.B. Hunger, Bedürfnis nach Geborgenheit...)
- sind fähig zu Gefühlen wie Liebe, Wut, Eifersucht
- streben nach Wertschätzung (die jedoch in verschiedenen Kulturen unterschiedlich erworben wird).

In allen Gesellschaften werden
- die Kernfunktionen über die Kernkultur sichergestellt
- Werte und Norme entsprechend definiert
- die Mitglieder entsprechend sozialisiert und sanktioniert.

Und die meisten Mitglieder all dieser Gesellschaften
- identifizieren sich mit der Kultur ihrer Gesellschaft
- haben die kulturellen Werte internalisiert
- vermeiden, bestrafen oder verleugnen Regelverletzungen.

Die Handlungsziele verstehen

Die transkulturellen Gemeinsamkeiten sind ein wichtiger Baustein im «Denk- und Handlungsmodell», das Verena Tobler an der Tagung anhand eines Fallbeispieles erläuterte:

In einem ersten Schritt geht es darum, die Situation zu analysieren:

1. *Irritationen:* Was ist es genau, was uns irritiert? (z.B.: Vater schlägt Tochter)
2. *Grundwerte in der Schweiz:* Welche in unserer Gesellschaft geltenden Werte und Normen sind verletzt? (z.B. gewaltfreie Erziehung)
3. *Grundwerte der anderen Kultur:* An welcher Kernkultur orientiert sich das Gegenüber? (z.B. Ehre der Tochter)
4. *Handlungsziele verstehen:* Welches sind die transkulturellen Gemeinsamkeiten? (z.B. Sorge um das Kind)
5. *Richtziele im konkreten Fall:* Welche unter Punkt 2 genannten Elemente der Kernkultur haben für das Zusammenleben in der Schweiz erste Priorität und sollten vom Gegenüber prioritär gelernt werden?

Lernziele: Wenn all diese Fragen geklärt sind, geht es darum, das Gegenüber zum geforderten Lernschritt zu motivieren. Dabei gilt es Abwertung und Kränkung zu vermeiden, denn sie provozieren Widerstand, allenfalls sogar Gewalt. Verena Tobler schlug stattdessen «weissen Zauber» (im Unterschied zum «schwarzen Zauber») vor: sich mit den Potenzialen und dem Entwicklungsstreben des Gegenübers verbünden. Konkret kann dies zum Beispiel heissen, dem Vater, der seine Tochter schlägt, weil er um ihre Jungfräulichkeit fürchtet, verständlich zu machen, dass sich die Zukunftschancen seiner Tochter in der Schweiz nicht durch Jungfräulichkeit, sondern durch eine gute Ausbildung erhöhen.

«Geben und nehmen»

Doch Integration heisst nicht nur Assimilation. «Integration ist ein vielschichtiger Prozess», betonte Tobler: Neben der Assimilation im Bereich der Kernkultur (Übernahme von Kernkultur) heisst kulturelle Integration auch Akkulturation (gegenseitige Anerkennung und Lernen voneinander), Kulturerhaltung (Vielfalt der Lebensstile) und Kulturumbau (Veränderung der Kernkultur). Und neben der kulturellen Integration braucht es für das Zusammenleben soziale, personale und politische Integration.

Am anschliessenden «Round table»-Gespräch beteiligten sich neben *Markus Eisenring* als Gesprächsleiter, *Verena Tobler* und *Rolf Franke* (Schulpsychologischer Dienst, St. Gallen) mit *Biljana Käser* (Lehrerin, Münsingen) aus Kroatien und *Ayten Güngör* (Heilpädagogin/Lehrerin an der Gehörlosenschule in Zürich) aus der Türkei auch *zwei Fachkräfte ausländischer Herkunft*. Sie habe sich vor über 20 Jahren bewusst entschieden, in die Schweiz zu kommen, erzählte Biljana Käser. Sie habe sich stark genug gefühlt, um ihre Fähigkeiten in der Schweiz spielen zu lassen. Das sei bei vielen Immigrantinnen und Immigranten anders: Geringe Schulbildung, geringe Deutschkenntnisse, ein tiefer sozialer Status, aber auch Rückkehrpläne erschweren die Integration. Diese Menschen brauchen die Unterstützung und das Entgegenkommen ihrer Umgebung, um sich integrieren und in dieser Gesellschaft wohl fühlen zu können: «Integration heisst geben und nehmen», findet Biljana Käser.

Ayten Güngör berichtete vom Fall eines Betreuerteams, das für ein achtzehnjähriges türkisches Mädchen die Volljährigkeit einfordern wollte. «Die türkische Familie empfindet das als Einmischung. Das schafft Probleme», erklärte sie. Verena Tobler teilt diese Auffassung. Grundsätzlich warnte sie davor, Menschen in narzisstische Defizite zu treiben. Internalisierte Normen und Werte seien ernst zu nehmen. Auch Biljana Käser mahnte zur Vorsicht. Manchmal fehle es im sozialen Bereich etwas an der Bereitschaft, sich zu informieren. Um Gewalt zu verhindern, empfahl sie, bei Aufnahmegesprächen immer Kulturvermittler beizuziehen (nicht Familienangehörige).

Um die nötige interkulturelle Kompetenz zu erwerben, brauchen die Angehörigen sozialer Berufe gezielte Fortbildung; sie müssen die Möglichkeit haben, in Inter- und Supervisionen auch über eigene Ängste und Vorurteile zu sprechen. «Das wird nicht kostenneutral zu realisieren sein, spart aber Folgekosten, die möglicherweise wesentlich höher wären», stellte Rolf Franke fest. Auch Ausländerinnen und Ausländer sollten die Möglichkeit haben, sich für soziale Berufe auszubilden und als Fachkräfte im sozialen Bereich zu arbeiten, fügte Biljana Käser an. Das Interesse sei vorhanden, aber die Hürden seien für

«Nur wer einen vollen Bauch hat, kann es sich leisten, Kultur auf die identitätsstiftende Funktion zu reduzieren.»

viele zu hoch. – Eine Quotenregelung der Ausbildungsstätten könnte verhindern, dass die fachliche Auseinandersetzung mit Fragen des interkulturellen Zusammenlebens im Sozialbereich weiterhin fast ausschliesslich unter einheimischen Fachkräften stattfinden muss. Gerade Fachkräfte ausländischer Herkunft könnten zu dieser Diskussion und zur Qualität der interkulturellen Arbeit im Sozialbereich viel beitragen. ■